

In Halle und Umgebungen 2,50 A. ...

Halle



Zeitung.

Die in dieser Zeitung ...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 601.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstr. 87.

Halle, Montag 24. Dezember 1894.

Berliner Bureau: Berlin, Friedrichstr. 2. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Telegraphische und Fernsprechnachrichten.)

Leipzig, 24. Dezember. Bei der Kammerwahl ...

Paris, 24. Dezember. Der zur Installation der Thronbesteigung ...

Paris, 24. Dezember. Nach Meldungen aus Montevideo ...

London, 23. Dezember. Das „Neuerliche Bureau“ ...

Hofstadt, 23. Dezember. Telegramm des „Neuerliche Bureau“ ...

Das Urtheil im Prozeß Dreyfus

Am Freitag Abend gegen sieben Uhr ...

Paris, 23. Dezember.

Von einem Herrn, der sich unter den wenigen ...

Der Einbruch, den man beim Anblicke des Angeklagten ...

hubs habe sein abscheuliches Verbrechen aus Mache ...

Wenn nun das Ferkel der Angeklagten im höchsten Grade ...

Der „Figaro“, der sich rühmend das, mit am eifrigsten ...

Paris, 24. Dezember. Wie es schon gemeldet wird ...

Deutsches Reich.

Nach einer angeblich aus unautorisierten Quellen ...

In der unter Vorstich des Grafen Dohna-Baud ...

Unrichtig ist nach der „Nord. Allg. Ztg.“ ...

Nach der vom Kriegsministerium veröffentlichten ...

Die Hauptverhandlung in der Affaire Koke, welche ...

Vorjahr 450) Neferisten auf 28 Tage und 600 (450) ...

Die demokratische Presse befindet sich zur Zeit in ...

Die Meation, in der wir uns ja nicht erst seit heute ...

Das die große Masse des produzierenden Volkes, insbe ...

Allen Ansichten nach dürfte der Anspus zu einem Wieder ...

Als ob die süddeutschen Bauern nicht eben so merkw ...

Der Abschluß des preussischen Staatsanlehens ...

Eine Verichtigung, die sich zunächst auf den Pariser ...

In Paris sollte man doch wenigstens den Fürsten Hohenlohe ...

In das kaiserliche Gesundheitsamt hat der Reichsan ...



Chriſtnachſegen.

Still ſinkt die Nacht, die heilige Nacht,
Aufs kahle Wintergelände
Und bald erwacht die ſtammende Pracht —
Schon rüſten geſchäftige Hände.
Und fliegt die Helle von Haus zu Haus
Und Jubel an Jubel entzündet —
O Welt, wie ſiehſt du ſo wonnig aus,
Wenn die Glocke die Weihnacht kündigt!

Da giebt's kein Draußen — nur ein Dabeim;
Kein Grübeln, Haſten und Ringen:
Die Lippen naſchen vom Freudenſeim,
Das Herz will ſingen und klingen.
Da reicht das Hohe dem Niedern die Hand,
Da ſchwinden des Alters Schranken —
Die Menſchheit fühlt das umſchlingende Band,
Den großen Menſchheitsgedanken.

Wo blieb die Sorge? Wo blieb die Noth?
Die Armuth lächelt begnadet;
Der Groll, der geſtern Verderben gedroht,
Bergeht, in Freude gebadet;
Es ſucht ein Leuchten wie Morgenglühn
Der Leiden dunkelſte Gründe,
Und kümmernd wächſt ein verſöhnend Grün
Selbſt über Laſter und Sünde.

Daß iſt die große Verſöhnungsnacht.
Die Welt ſteht ſtill mit Vergessen.
Die Friedensgeiſter haben die Wacht,
Die andern ſchlafen indeſſen.
Von Liebe iſt ganz das Dunkel erhellt:
Milch wandelt der Sonnenrieſe
Und ſchmückt die Welt, die winternde Welt
Mit Blumen vom Paradiese.

Victor Blätgen.

(Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Kapitäns.

[25] Roman von S. Rosenthal-Bonin.

Wir müſſen jetzt den „Neptun“ und alles, was er beherbergt, für einige Zeit ſeinem Schickſal überlaſſen und uns zu Herrn Kunkeln wenden, der mit dem Kurierzuge durch des Nordens beſchneite Gefilde den Alpen, dem Gotthard, zueilte.

Es hatte ſich gut getroffen, daß, während er in Bremen war, ihm ein kleines Erbtheil — das war der große Geldbrief, den Frau Thurneiſen in ihrem Schreiben erwähnte — von einem alten, vergeſſenen Oheim ausgezahlt wurde; das ſetzte ihn in den Stand, ohne eine Anleihe bei ſeiner Wirthin zu machen, — was unter den obwaltenden Umſtänden für ihn eine ziemlich peinliche Aufgabe geweſen wäre — ſofort für ſein nächſtes Lebensziel, für ſeine Markheit und ſeinen englischen Spieen“, wie Frau Thurneiſen das titulirte, thätkräftig eintreten zu können.

Der Abſchied von der lebhaften rundlichen Wittve war für den kleinen Meſſor nicht ohne eine ſaſt ſtürmiſch bewegte Szene von ſtatten gegangen.

„Sie wollen alſo wirklich unter die Räuber und Banditen reiſen?“ hatte Frau Thurneiſen, als der Meſſor, von ſeinen Vorgeſetzten völlig gerüſtet und ſelbſtgeſchloſſen, heimkehrte, wie verzweifelt ihm zugerufen, „und ich laſſe Sie gehen mit ihrem Halsrheumatismus — das iſt unverantwortlich von mir und ich werde es büßen müſſen. Ich werde hier wehrlos und ſojugaſen an Händen und Füßen gefeſſelt ſitzen müſſen und mir vorſtellen, wie Sie zerriffen und gevie telt werden und das biſchen Geld, das Sie bei ſich haben, und kann nicht bei Ihnen ſein und Ihnen nicht helfen. Sie ſind viel zu ſchwach für Räuber! Wenn ich mit zwei Piſtolen da wäre, da — ſchwöre ich Ihnen — käme kein Räuber heran, denn ich kann ſchießen, Sie ſind aber hin, und ich darf hier weinen und muß all die Marter eines Opferlammes ertragen. O, hätte ich es doch nie übernommen, für Sie ſorgen zu wollen, dann könnte ich hier ruhig und glücklich ſitzen und brauchte mich nicht todt zu ängſtigen darum, wie es Ihnen geht und ob Sie jetzt in dieſem Augenblick noch leben. Ich habe geſehen, wie grauſam die Banditen dort unten in Siſilien ſind. Sie ſchneiden dem Menſchen den Leib auf und wickeln die Gedärme zu Knäueln auf, rein aus Spaß und Graujamkeit, und da wollen Sie hin!“

„Frau Thurneiſen, das Buch, welches Sie geſehen, war

mindeſtens fünfzig Jahr alt und ganz erlogen,“ warf der Meſſor beruhigend ein.

„Ja, jetzt iſt es erlogen,“ weinte die Wirthin, „ein Mann, ein Baver war's, hat's ſelbſt mit angeſehen! Natürlich muß es jetzt erlogen ſein und ich weiß nichts. Vor kurzen haben die Räuber da unten einem Mann den Kopf abgeſchnitten, weil er nicht eine halbe Million oder noch mehr bezahlen wollte — das ſtand in der „Stettiner Zeitung“. Das iſt auch erlogen, aus der Luft gegriffen, nicht wahr?“

„Das iſt wahrſcheinlich ungefähr ſo geweſen, aber ich bin kein reicher ſizilianischer Grundbeſitzer, von dem ein großes Teufelgeld zu erpreſſen iſt“, warf Herr Kunkeln ein.

„Wie können Sie wiſſen, für was man Sie hält?“ erwiderte darauf die Wirthin. „Sie ſehen ſein aus, man hält Sie immer für reicher, als Sie ſind, weil Sie ſo ein nobles Air haben. Wenn ich dabei wäre, würde ich ſagen: „Ich bin ſeine Wirthin und er hat nichts, laßt euch von ſeinem ſeinen Ausſehen nicht täuſchen, das hat er von ſeinem Vater geerbt, weiter nichts.“

„Aber Sie können ja kein Wort italieniſch ſprechen, Frau Thurneiſen“, hielt der Meſſor entgegen, „die Banditen würden ja gar nicht verſtehen, was Sie ſo klug und weiſe ſagten.“

„Wenn man ſchreit, verſtehen mich die Leute in jeder Sprache“, behauptete Frau Thurneiſen kühn. „Als der Franjoſe — Sie wiſſen ja — mich auf der Straße anfaffen wollte und ich ihn anſchrie, iſt der Keck gelaufen, als wäre der Teufel hinter ihm, und hat immer: „Excuse, excuse, ich wollte nur nach der Straße fragen!“ gerufen. Mich würden die Banditen ſchon verſtehen.“ beharrte Frau Thurneiſen.

„Vielleicht wäre das möglich und Sie ſchlugen die Banditen ganz ohne Piſtolen in die Flucht“, verſetzte der Meſſor lächelnd, „aber Sie werden einſehen, Frau Thurneiſen, daß ich Sie als meine Schutzgöttin nicht mitnehmen kann, und dann gehe ich auch dahin, wo es keine Banditen giebt, ich reiſe in eine Stadt, die ſo ſicher iſt wie Stettin im Juli. Hier iſt es möglich, von betrunkenen Matroſen todtgeſchlagen zu werden, und in der Hafenſtadt Meſſina wahrſcheinlich deſgleichen — wem das paſſiren ſoll, dem paſſirt es, und wenn er ſich in Baumwolle einwickelt und unter einer Glasglocke im Naturalien cabinet aufbewahren läßt. Mehr Gefahr droht einem in Meſſina nicht. Ich werde Ihnen auch ein paar ſchöne Apfelsinen mitbringen.“

„Ja, Sie können noch Späße machen,“ diente Frau Thurneiſen, „Ihnen iſt es gleich, ob ich mich todtängſtige und lauter

graufige Gedanken haben muß, oder nicht. Sie futschiren lustig in die Welt hinaus und lassen mich arme Frau bangen. So sind die Männer, aber sie sind es nicht werth, daß unferne sich für sie ängstigt, sie verdienen es gar nicht, und ob Sie dem „Lohengrin“ oder jenem gelben Frauenzimmer nachreisen, das weiß ich auch nicht.“ schludzte Frau Thurneisen.

„Ich reise allerdings dem gelben Frauenzimmer, wie Sie dies benennen, nach,“ sprach der kleine Professor, „aber dieser Dame nur, um ihren Bruder bei ihr zu treffen. Dies allerdings sehr schöne Mädchen läßt mich als Person sehr gleichgiltig, und wäre sie nicht mit der Lohengrinsache verknüpft, könnte sie hier in Stettin sitzen, und ich würde mich nicht um sie kümmern,“ schloß Herr Kunkeln in höchst überzeugendem Tone.

„Ach, diese abscheuliche, dumme Lohengringesichte! Geld, Gesundheit, Ihr Leben noch geben Sie für diese Narrheit hin! Nun, ich hätte ja gar nichts dagegen — meinethwegen — das ist Ihre Sache, Sie sind majorenn und ein freier Mann, und der thun kann, was er will, und ich will nicht, daß es heißt, Sie müßten mit gehorchen; aber das sage ich Ihnen, reisen Sie wegen dem gelben Frauenzimmer, ich lasse Sie nicht fort, ich lege mich eigenhändig vor den Zug und stände nicht auf, eher lasse ich mich todtfahren, wenn Sie durchaus wollten, und das thäten Sie nicht. Ich lasse Sie auch nicht fort, Herr Professor, wenn Sie mir nicht bei allem, was Ihnen heilig ist, schwören, daß Sie nicht um des gelben Frauenzimmers willen so weit reisen,“ endigte sie entschlossen.

„Diesen Schwur will ich Ihnen leisten, wenn Sie das be-beruhigt,“ versetzte der Herr Professor.

„So legen Sie Ihre Hand hier auf den Tisch, Herr Professor, hier auf dies Gesangbuch“ — Frau Thurneisen sprang zum Bücherschrank und holte es mit kundiger Hand heraus — „und beschwören Sie, daß Sie nicht dieses gelben Frauenzimmers wegen, das Theresie Solle heißt und aus Bremen ist, nach Sicilien und ihr nicht nachreisen.“

„Das beschwöre ich, gute Frau Thurneisen“, sagte Herr Kunkeln geduldig, „das beschwöre ich noch einmal, und jetzt bin ich fertig, nicht wahr?“ fügte er lächelnd hinzu.

„Ja, jetzt sind Sie fertig,“ bestätigte die hübsche Wirthin, „aber das sage ich Ihnen, Herr Professor, erfahre ich, daß Sie irgendwie mit der Person ein Techtelmechtel anfangen, so reise ich Ihnen nach, so wahr Gott lebt, und sollte ich meinen letzten Groschen auf die Eisenbahn tragen, denn daß Sie sich so unglücklich machen, kann ich nicht zugeben. Diese Person paßt absolut nicht für Sie!“

„Das kann schon sein,“ meinte der Herr Professor. „Ich hoffe, daß Sie keine Veranlassung zu dieser für eine allein- stehende Dame immerhin etwas bedenklichen Reise haben werden, und nun wollen wir packen.“

Und mit einer Art Verzweiflung packte Frau Thurneisen des Professors großen Koffer, beharrte auf der Witaahme von sechs Paar von ihr selbst gestrickten, wollenen Strümpfen und einem Pfund Pfefferminzplätzchen, einer alten Reiterpistole von ihrem seligen Mann und des Gesangbuches, worauf der Herr Professor geschworen.

Das war ein Abschied unter erschwerenden Umständen, wie Herr Professor Kunkeln meinte, als er im Coupé saß und Stettin hinter ihm verschwand.

Jetzt aber saß er am Vierwaldstättersee und rollte an dem stahlfarbenen, blitzenden Wasser, in dem beeißte Berge sah sich spiegelten, und zwischen Felsenbrüchen dem großen weißen Gebirgswall zu, der machtvoll zwischen dem Süden und dem Norden sich aufthürmte. Er hatte an seinen Freund, den Advokaten Girofalo in Neapel telegraphirt, ob er ihn zu Hause trafe und auf seinen Rath und seine Hilfe in einer wichtigen, dort unten sich abspielenden Angelegenheit rechnen dürfte, und die telegraphische Rückantwort war bejahend ausgefallen.

Neapel war demnach das nächste Ziel des kleinen Professors und er suchte es schleunigst zu erreichen — aber seine Gebuld wurde auf eine harte Probe gestellt.

Die Schneemassen zur Seite der Bahn waren dem Professor schon längst als nicht ganz normal erschienen, sie bildeten oft fast derartig hohe Wände dicht an den Waggons, daß sie die Coupees in eigenthümliches Dämmerlicht versetzten, und plötzlich ging der Zug sehr weich, langsam und hielt, wo keine Station war. Schaffner liefen am Geleise entlang, Stimmen erschallten und Passagiere stiegen aus — der Zug war stecken geblieben.

Auch Herr Kunkeln verließ jetzt, sehr übellaunig, das

warme Coupée und schaute sich um; wahrhaftig: hier sah es für einen eilig Reisenden sehr bedenklich aus.

Die Lokomotive war halb in einen Schneewall hineinge-graben, der viele Meter hoch die Bahn abschloß und hinter ihm thürmte sich das schneeweisse Gebirge auf, allmählich bis an dämmerige, rosaangehauchte, nebelzarte Wolken hinaufsteigend. Es war seltsam ruhig, todtenstarre Ruhe so weit das Auge schweifen konnte, man hörte nur sozusagen unterirdisch starkes Wasserrauschen, sehen konnte man es nicht.

Es war das Bild einer großartig erhabenen Winternatur von finsterner und strenger Majestät, das mächtige Walten un-gehemmter Naturkraft in ihrer vollen Größe und Furchtbarkeit zeigend; für einen Reisenden jedoch, der schnell weiter kommen wollte, ein keineswegs erheiternder Anblick.

Diese gemischten Gefühle erfüllten des Herrn Professors Brust. „Schön, wahrhaftig schön,“ murmelte er, das gewaltige Winterlandschaftsbild mit seinen scharfen, schwarzen Augen be-trachtend, „aber recht unangenehm!“

„Wir werden überhaupt vorläufig nicht vorwärts kommen?“ sprach er fragend den Zugführer an.

„Zwei bis drei Tage lang kann da Niemand hindurch. Es müssen hier wenigstens ein paar hundert Arbeiter Tag und Nacht schaffen, bis die Bahn zum Gurnellentunnel frei ist, und wie es hinter dem aussieht, wissen wir noch nicht,“ lautete die Antwort des Zugführers.

„Nun, so lange können wir doch nicht hier sitzen?“ war Herr Kunkeln ein.

„Nein, wir fahren zurück.“

„Einsteigen!“ riefen die Schaffner.

Die Reisenden kletterten in ihre Waggons, die Lokomotive pfliff und langsam setzte sich der Zug in Bewegung bis zur nächsten Station.

Dort gab es einen recht lange sich hinziehenden Aufenthalt, das Telegraphenbureau war von Reisenden und Bahnpersonal gefüllt, die Instrumente klapperten und klingelten, Signale wurden gewechselt und dann hieß es nach Luzern zurück.

Sehr mißmuthig fuhr jetzt Herr Kunkeln wieder an den Ufern des Vierwaldstättersees, dieselbe Tour, welche er vor drei Stunden gemacht hatte, in der seinem Ziele ganz entgegengesetzten Richtung.

Hier wurde ihm eröffnet, daß, wenn er durchaus schnell weiter kommen müßte, ihm nur die Linie Genè-Mont Genis-Turin freistände, ein Umweg von 48 Stunden, da der französische Zug erst morgen früh abginge.

So hatte denn Herr Kunkeln Zeit und Gelegenheit, Luzern zu dieser stillen Saison sich anzusehen und unfreiwillige Studien zu machen. Er fand, daß die schöne Stadt in einen totalen Winterschlaf verfallen war und nur die Wirthschaften ungemein rüthrig und kräftig lebten. Herr Kunkeln besuchte einige derselben; sie waren gefüllt von lustigen, behäbigen Leuten mit klugen Augen und rothen Wangen, die Karten spielten, bei Wein, Bier und gebrannten Wassern mancherlei Gattung sich's wohl sein ließen und in einer deutschen Sprache sich unterhielten, von welcher der Herr Professor so viel wie von Chaldäisch verstand. Am Abend führte Herrn Kunkeln die Eisenbahn nach dem Genfersee und dann rollte er auf demselben Wege, welchen Fräulein Theresie gefahren war, dem Süden zu. Er hatte zwei Tage kostbare Zeit verloren, was ihn sehr beunruhigte. Die Reise durch die herrliche Halbtal schien ihm von ewiger Dauer. Endlich fuhr er jedoch in den Bahnhof von Neapel ein, wo ihn sein Freund Girofalo, den er von selten Unfall benachrichtigt, aus den Klauen der Kofferträger und Kutscher befreite, die den kleinen Mann fast zu zerreißen drohten.

Signor Mucio Girofalo war einer der scharfsinnigsten Sach-walter, einer der berühmtesten Advocaten von ganz Süditalien. Er hatte einen ganz besonderen Ruf als Redner und Verteidiger. Seine Praxis war ungeheuer, dennoch sah es in seiner Wohnung kahl und dürftig aus. Der Advokat war verheirathet, hatte eine Frau und einige Töchter, diese sah man jedoch nur bei ganz besonders hohen Kirchenfesten mit dem Gatten und Vater, sonst hielten sie sich im Hause in bedenklichen Reqligios in dunklen Hinterzimmern verdeckt oder prunkten, einherstolzirend in bunter Seide und weißen Schleiern, für sich allein auf der Promenade am Meer oder auf der Toledostraße.

(Fortsetzung folgt.)

von
Lichte
Schä
teten
ein C

ein S
franz
lor.
und

dürft
ragte
in de
— Z

Man
vier
junge
von

tollen
lehre
den I
genö
sein.
Wiel
Dorf
Zuku

wilde
die S
zuleg

einen
Züng
zugr
an d
ihre
Fren
willi
gefie
hatte
aber
willi
sein,
geleg
und
schm
Burg
komm
nach
Herr
ihre
Leute
schän
Gieb
Herr
einzi
weiß
Zwa
sprid
ich f
hatte
habe

zimm
auch
vom
Gem
und
wie
Die
zwei
Locte



[Nachdruck verboten.]

Weihnachtsfrieden.

Von Wilhelm Goldschmidt.

Der vierwanzigste Dezember neigte sich seinem Ende zu; von der untergehenden Sonne ausgestreut, durchzitterten spielende Lichter die Dämmerung, breit und schwer lagerten nächtliche Schatten; langsam am Himmel glitten Wolken, die sich verdichteten und den Mond verhüllten, vereinzelt glitzerte hier und dort ein Stern.

Wundersame Stille ringsum; selten nur schlug im Dorf ein Hund an oder durch die Bäume, welche den Herrenhof umfränzen, zog ein wimmernder Ton, der leis und leiser sich verlor. Noch und nach erhellten sich einige Fenster im Herrenhof und Lichtschimmer grüßte herüber aus dem stattlichen Dorf.

Aus dem plumpen Gemäuer des Herrenhofes, an dem mit dürftigen Mitteln die Besitzer seit Jahrhunderten geflicht hatten, ragte, halb von Eichen umponnen, ein alter Wachtthurm auf, in dessen Loken Vögel nisteten. Verfallen und abgebrockelt Alles — Zeit und Armut hatten ihr Werk gethan.

Der jetzige Besitzer, Kurt von Friedeck, ein gewalthätiger Mann, von Launen beherrscht, war seit vier Jahren fern — vor vier Jahren am Heiligabend war er davongegangen, hatte seine junge Frau mit zwei kleinen Knaben verlassen und nichts weiter von sich hören lassen.

Anfangs glaubte Frau Hildegard von Friedeck, eine seiner tollen Launen habe ihn fortgetrieben, über kurz und weile er wiederkehren, besänftigt und zuthunlich, wie er im Grunde war. In den drei Jahren ihrer Ehe hatte sie sich an das regellose Leben gewöhnt und war, mochte auch manchmal die Noth übermächtig sein, zufrieden, fast glücklich, wenn sie ihn nur um sich wußte. Viel hatte sie um feinetwillen geopfert, ihre ruhige Stellung als Dorflehrerin, die Ruhe in ihrer Brust — gekettet an ihn, ihre Zukunft.

Allein war sie nun in der unheimlichen Burg mit den wilden Knaben, zur Seite stand ihr eine gebrechliche alte Frau, die Keinen auf der Welt hatte, keine Stätte, ihr Haupt niederzulegen.

Die Alte konnte nicht daran denken, die Burg zu verlassen, einen anderen Dienst zu suchen — wer würde sie aufnehmen? Jüngere giebt es genug, die kräftig sind und für billigen Lohn zugreifen. Und dann auch fehlte sie eine aufgewachsene, es bildete ihre Welt — was außerhalb dieser Trümmer lag, war ihr die Fremde. Drei Herrschaften hatte sie gedient, halb unterthänig, willig zu jeder Arbeit, und halb, wenn es der Herrschaft so gefiel, wie eine Gleichgestellte, mit der man Rath pflegt. Sie hatte es gut gehabt, widerunter sogar Lohn empfangen — dann aber kam immer wieder trübe Zeit und ihren Lohn gab sie willig heraus. Würde Alles mit rechten Dingen zugegangen sein, hätte sie, wie es Andere thun, ihren Lohn in die Sparkasse gelegt, dann freilich wäre sie nach den Jahren wohlhabend und könnte in das Dorf ziehen, in ein schmuckes Haus mit schmuckem Garten, und Tagüber treiben, was ihr beliebte. Die Burg wäre ihr dann fremd geworden, aber sie könnte ja täglich kommen, sich satt an ihr sehen und auch hier und dort nach dem Rechten schauen. Was aber soll dann aus der Herrin werden? Der Herr ist fern — ohnehin vergrämt sie ihre Tage und schämt sich auch wohl, weil er entlieh, den Leuten in das Gesicht zu sehen. Manchmal ist's sogar, als schäme sie sich vor ihren eigenen Kindern. Du lieber Gott! Sieh allen Menschen Frieden! Sieh Frieden meiner armen Herrin! Was wäre sie, wenn sie mich nicht hätte — den einzigen Menschen, vor dem sie sich nicht schämt, weil ich ja weiß und vor Gott bezeugen kann, daß sie keine Schuld trägt. Zwar ist sie manchmal wild, ihre Augen rollen, und böse Worte spricht sie — aber hat sie nicht Grund zum Zorn? Lieb hatte ich sie, als sie getraut waren und die Herrin zu uns zog — hatte sie lieb in ihrem Glück, das schnell verblühte, doppelt lieb habe ich sie jetzt, wo das Unglück sie heugt.

Die Alte lehnte sich an das schmale Fenster des Wohnzimmers und starrte in die Nacht. So plötzlich, so dunkel war auch vor vier Jahren die Nacht gekommen, fast sternelos, nur vom Dorf herüber grüßten die Lichter. Neben an im rothen Gemach brannten am Christbaum ein paar dürftige Lichter — und der Weihnachtsstich war leer — nicht armelige Säckelchen, wie selbst der Nachtmist sie herbeischafft, lagen auf dem Tisch. Die Herrin wiegte das Brustkind in ihren Armen — und Franz, zwei Jahre damals, zupft die Mutter am Kleide, schüttelt den Lockenkopf und weist auf die Lichter.

„Was suchst Du, Lieblich?“

„Den Engel.“

Dorfkinder hatten ihm erzählt, ein Engel schwebte nieder, wo die Lichter am Christbaum flammen, und breite für die guten Kinder Geschenke aus.

Schmerzlich zuckt es in ihrem Gesicht und sie weint.

Gleich wird der Herr ungebildig, stößt das Kind bei Seite und lacht höhnisch.

Frau Hildegard, die gerade in den letzten Tagen manche Bitterniß erfahren hatte, flüstert mit thränenersickerter Stimme böse Worte — er antwortet roh — da fährt sie vom Stuhle auf, preßt das Kindchen an sich und läßt ihn Vorwürfe hören — durch falsche Schwüre habe er sie dem Frieden ihrer Thätigkeit entrißen, dem Engel preisgegeben.

Franz, der den Engel gesucht hatte, schmiegt sich an sie und weint still vor sich hin.

Der Herr stampft mit dem Fuß. Vorwürfe kann er nicht hören. Reben will er, aber Wuth erstickt seine Stimme. Er rührt hinaus und wirft die Thür so heftig hinter sich zu, daß die Lichter am Baume verlöschen.

Wie traurig vergingen inzwischen die Jahre. Was das überschuldete Gut einbrachte, war wenig genug. Aber trotzdem Frau Hildegard der Erfahrung entbehrte, zeigte sie sich rührig, wußte klug zu vernünftigen und zu beschwichtigen, so daß immerhin die Verhältnisse ein wenig sich besserten und es möglich wurde, die Feiertage bescheiden festlich zu begehen.

Die Alte machte sich in dem rothen Gemach nebenan zu schaffen, sie zündete die Lampe an und ordnete an dem hohen Christbaum, der auf einem langen gedeckten Tische stand.

Frau Hildegard trat ein — eine hohe Gestalt, tiefer Ernst lag in ihren blassen Zügen, die Falten um den festgeschlossenen Mund verliehen ihm einen Ausdruck von Härte. Sie trug ein Schaukelständerchen und einen Korb mit Geschenken, den sie auf den Tisch stellte.

Die Alte warf einen forschenden Blick auf die junge Herrin und schickte sich an, die Geschenke aus dem Korb zu nehmen und auszubretten.

Frau Hildegard, die sonst stets nervös rührig war und überall Hand anlegte, theilhaftigte sich nicht. Sie war an das Fenster getreten und sah in die Nacht hinaus.

Die Alte kämpfte mit sich, ob sie reden solle; Frau Hildegard liebte nicht, in ihren Gedanken gestört zu werden. Nach langem Besinnen, während sie die Geschenke aufstellte und ordnete, hub sie an:

„Sie sollten mir helfen, Herrin, das würde Ihre Gedanken zerstreuen.“

Keine Antwort.

„Ja ja, Herrin, es ist ein böser Gedentag heut. Aber Heiligabend ist auch ein lichter Gedentag. Vier Jahre sind ja eine lange Zeit — viel Neues geschah inzwischen — da sind die Kinder größer geworden — und das Alte vergift sich.“

Frau Hildegard trat an den Tisch, und warf einen flüchtigen Blick auf denselben und sehte sich.

„Ja,“ sagte sie, „ich dachte zurück an den Heiligabend vor vier Jahren. Aber das Alte vergift sich nicht völlig — immer wieder wacht es auf — mein ganzes Sinnen nimmt es gefangen, wie Fanny aufblühte und den Engel suchte . . . o mein Gott! Wie oft blühte ich in dieser Zeit auf und suchte den Engel und flehte zu dem Unsichtbaren — schelten Sie mich kindisch — flehte auch für mich — um Weihnachtsfreude.“

„Wenn sich die Kinder über die Geschenke freuen, das ist Ihre Weihnachtsfreude.“

Frau Hildegard erhob sich und schob hier und dort eins der Geschenke zurecht, damit die Anordnung einen gefälligeren Eindruck gewähre. Dann zündete sie gemeinschaftlich mit der Alten die Lichter an und ließ die Kinder herein, die im Nebenzimmer harrten und bereits ihre Ungebuld durch laute Rufe zu erkennen gegeben hatten.

Während die Kleinen an den Geschenken herumspielten, bereitete die Alte den Kinderpunsch und zerteilte den Weihnachtsstollen. Anscheinend theilnahmslos sah Frau Hildegard da, die Augen nach oben gerichtet, als erwartete sie eine Erscheinung, die ihr Freude und Frieden bringe. Mit einer Gewalt, der sie nicht zu widerstehen vermochte, peinigte sie die Erinnerung, qualvoll durchlebte sie noch einmal in Gedanken, was sie vor vier Jahren fast von Sinnen gebracht. In ihm nur hatte sie gelebt, der sie und die Kleinen freudentlich verlassen, um der Liebe willen zu ihm hatte sie Alles erduldet. Aber zu dieser Liebe, die sie aus ihrer Brust nicht reißen konnte, so sehr sie sich auch dagegen stemmte, gestellten sich daß und qualende Verachtung.

Und ein sonderbares Gefühl durchherrschte sie, lähmte ihr Sinnen, richtete es auf einen Punkt mit so zwingend durchschauernder Gewalt, daß ein Zittern sie ergriff: die Thür müsse sich öffnen, der Unselige eintreten . . . ihr war, als säße sie ihn, und sie preßte, damit die Erscheinung weiche, für einen Moment die Hände vor die Augen. Träte er jetzt herein, reuig, um Vergebung flehend — sie fühlte sich im Stande, ihn von sich zu stoßen. Frieden will ich! söhnte es in ihr, aber nicht bei ihm ist Friede zu finden.

Während sie so brütend saß, geängstigt, gebeugt von Gram, und Verzweiflung wühlte in ihr, da drängte schmeichelnd Wilm sich an sie, setzte sich auf ihren Schooß, umhalsete sie, küßte sie und konnte nicht begreifen, weshalb sie traurig sei und nicht mit ihm spiele. Und Franz ließ ab von seinem Pferdchen, setzte sich verständig auf eine Fußbank ihr zu Füßen und dankte und erzählte und fragte, während er in den Kuchen biß und mit Wohlbehagen das würzig-süße Getränk schlürfte.

Hinter ihrem Stuhl stand die Alte und sah mit feuchten Augen auf die Gruppe. In diesem Augenblick, der sie wunderbar belebte, ward es ihr klar, daß sie nicht heimatlos sei; daß sie mit Ketten der Liebe gefesselt sei für ihr ganzes Leben an diese Burg — an die Herrin — an die Kinder; daß das Wirken in diesem Kreise mit seinen Pflichten auch für sie Frieden und Freude bedeute.

Sie sprach kein Wort, so ergriffen war sie, daß sie nicht reden konnte, aber es mußte wohl wie ein gedankenerbinder Strom von Seele zu Seele gehen, daß die junge Frau das gleiche Empfinden durchzog, wobei ihr zu Muth war, als berühre sie mit besänftigender Hand etwas unsäglich Kindes; von überströmender Empfindung bewältigt, preßte sie den Kleinsten an sich, liebkosend legte sie die Rechte auf den Lockenkopf des Nestlesten. Wieder sah ihr geistiges Auge die Erscheinung, aber in ihrer Brust war das feindliche Gefühl erloschen. Segne ihn Gott! flehten leise ihre Lippen — segne mich in meinen Kindern! — auch auf dem Haupte der guten alten Frau ruhe Dein Segen! Wie sie, sich selbst überwindend, Segen herabgesegelt auf den Mann, der sie dem Frieden entriß, da kehrte in ihr der Friede ein, nach dem sie in Jahren der Kummerniß gerungen — ihrem eigenen Selbst zurückgegeben, fand sie Glück im Glücke ihrer Lieben. Mag jetzt die Vergangenheit vor ihr aufsteigen, ihre schreckende Gewalt hat sie verloren. Auf die Kinder wird sie blicken, wird nur in ihnen leben. So hat es sie, eine wundervolle Offenbarung, die Freude am Weihnachtsbaum gelehrt.

Wilm konnte sich vom Schooße der Mutter nicht trennen. Frau Hildegard war dabei zu Muth, als müsse der Kleine bei ihr sein, sie zu schirmen, daß die folternden Gedanken nicht noch einmal Macht über sie gewinnen — daß der Frieden weile, den sie segnend herabgesegelt. Seine Aermchen um ihren Hals geschlungen, schlief der Knabe ein. Behutsam, den glücklichen Kinderschlaf nicht zu stören, trug sie ihn in die Schlafkammer, entkleidete ihn sanft und legte ihn in sein Bettchen. Willig war Franz gefolgt.

Während die Hände geneigt, saß sie lange Stunden am Lager ihrer Kinder. Wieder zogen, Reihe an Reihe, Bilder der Vergangenheit an ihr vorüber und alle schienen zu lächeln — es war, als sei vor ihr aufgetaucht, was ihr das Leben Lichtes geboten, und nichts Bitteres schattete in das süße Rückschauern.

Als auch sie sich niedergelegt hatte, versiel sie in ruhigen Schlummer. Trotzdem sie spät erwachte, schliefen die Kinder noch. Die Alte trat ein, überreichte ihr einen Brief und entfernte sich wieder.

Es war ein Brief mit fremden Postzeichen, von weit her mochte er gekommen sein.

Von ihm? suchte in ihr die Frage und krampfhaft legte sie die Rechte auf ihre Brust.

Abweisend aber schüttelte sie den Kopf, denn das Couvert trug nicht seine Handschrift.

Ueber ihn?

Sie riß das Couvert auf und starrte auf die Zeilen. Vor ihren Augen schwamm es, nicht gleich konnte sie lesen. Aber dort — das waren seine Schriftzüge — wenn auch verzerrt — ihre Hände zitterten, während sie las.

Der Brief, vor Monaten geschrieben, wie das Datum angab, war aus einem kleinen indischen Ort:

Verzeihung, Hildegard! Um Verzeihung flehe ich Dich und unsere Kinder! Als ich im Zorn von Euch gegangen war, qualte mich die Reue und ich wollte zurückkehren. Scham hielt mich ab. Da faßte ich den Entschluß, in die weite Welt zu

gehen und nicht eher zu Euch zu kommen, nicht eher von mir hören zu lassen, als bis ich mir eine sichere Lebensstellung erkämpft hätte. Es war ein frevelhafter Entschluß, die Meinen zu meiden, die ich hätte schirmen sollen, und schwer traf mich die Strafe. Gott ist mein Zeuge, Hildegard, wie ich rang — aber Alles schlug mir fehl. Da ergriff mich die Krankheit — Fieber, Schwindsucht — meine Tage sind gezählt — ich erliege. Mit bebender Hand schreibe ich — ich kann nicht weiter — Gottes Segen über Dich, unsere Kinder — der Herr erbarme sich meiner . . .

Fast unleserlich waren die letzten Worte, die Unterschrift fehlte.

Ein Schreiben von unbekannter Hand nebst einigen beglaubigten Papieren waren beigelegt. Ein Freund ihres Mannes machte kurz die Mittheilung, Herr von Friedebach sei bereits im September seinen Leiden erlegen, eine frühere Mittheilung indeß unmöglich gewesen, da es Zeit bedurft hatte, die Adresse seiner Familie zu ermitteln.

„Gieb ihm den Frieden, Vater im Himmel,“ stammelte Frau Hildegard — „Frieden, den er auf Erden nicht fand!“

Wohl fühlte sie, daß ihre Kniee wankten, aber sie faßte Muth, sie durfte nicht zusammenbrechen um der Kinder willen.

„Mutter!“ hörte sie rufen.

Wilm war aus seinem Bettchen gesprungen, hatte mit seinem Ruf auch den Bruder erweckt und lag jetzt in den Armen der Mutter, die trotz aller Qual in ihren Kindern den rechten Weihnachtsfrieden gefunden.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren zc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Die Herstellung des Christbaumschmuckes macht das neue neunte Heft der bekannten Familienzeitschrift „Zur guten Stunde“ (Berlin W., Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Preis des Vierteljahrsheftes 40 $\frac{1}{2}$ zum Gegenstand eines höchst interessanten und reich illustrierten Aufsatzes. Besonders das Klein-gerbe der Glasbläser im Thüringer Walde wird besprochen. Es wird schwerlich eine zweite Gebirgsbevölkerung geben — innerhalb Deutschlands jedenfalls nicht! — die so vielseitige Erwerbszweige aufzweigen hätte, als dies im Thüringer Walde thatsächlich der Fall ist. Der Grund dafür ist ein doppelter. Einerseits war es die Noth, welche nach dem bekannten Sprichworte erfindend macht und auch hier Spürsinn und Talente in die Schranken rief, dann aber auch der Charakter dieses Volkes. Die Herstellung des Christbaumschmuckes fällt in das Fach der Glasbläserei. Darum beschränkt sich auch die Industrie nur auf wenige Orte, welche sich alle gleichsam um die Wiege der thüringer Glasfabrikation kristallisiren, um das originale, in dem oberen Steinachtale dicht unter dem Rennsteig tief eingeschluudete Lauscha, dem heute weitberühmten meiningischen Dorfe, das bald an 4000 Seelen zählt. Die schwierigste Arbeit bleibt das Einblasen in die verschiedenen Formen. Bei billigen Gegenständen ist bereits gleich der Glasfluß bunt getönt. Bei den besseren Sorten tritt außer dem mechanischen Eintauchen der Kugeln, Früchte und anderen Dinge in Stärkfarbe noch der Maler in seine Rechte, mit schneller Hand die letzten flüchtigen Pinselstriche anzutupfen. Da es stets nach vielen Duzenden geht, so heißt es auch hier mit der Zeit gehen. Wenn Alles verspiegelt, bemalt, getrocknet ist, wobei die Handreichungen zumeist den Kindern zugewiesen sind, welche auch die Dosen und Haken befestigen, dann wird fortirt, in Kartons eingepackt, diese wieder in Kisten, und der Fuhrmann führt sie mit lustigem Weitschennall durch die rauschenden Wälder bergab hinunter zur Bahn. Aus dem weiteren Inhalt des Heftes sind die Romane „Coas Erzählung“ von F. von Kapff Esenther und „Polypenarme“ von Hans Richter als spannend und gediegen hervorzuheben. Eine willkommene Beilage zu jedem Heft ist die gratis beigelegte, sehr ansprechend illustrierte Klassikerbibliothek, die gegenwärtig Adalbert von Chamisso's innige Gedichte bringt.

— Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Karl Schmidt, Verlag von Hugo Storm, Berlin W. Gleditschstraße 35. Abonnement vierteljährlich 5 $\frac{1}{2}$. Einzelne Hefte 50 $\frac{1}{2}$. Heft 12 vom 22. Dezember enthält: Hunderttausend Mark Zuschuß. — Universitätsbriefe. 1. Vom Bummeln der Studenten. Von Dr. Hans Schmidlung. — Neue Bilder. Von Fritz Stahl. Schweizerische und deutsche Bundesfinanzen. Von J. M. von Rascher. — Blutige Ehre. Von Baronin Gizella Malcomes. — Contes sees. Von Emil Witte. — Das Jubiläum des Scharfrichters. Von Mephisto. — Es. Eine Weihnachtsepisode von Hans von Baselow. — Vom Büchertisch.